



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von nun an schenkte Marigny den einmarschierenden Truppen kaum noch Beachtung, überwachte dafür aber um so gewissenhafter die Moselfahrzeuge, die unterhalb der Brücke anlegten. Und in der Tat brachten manche von ihnen Verwundete mit, wenn auch die meisten bis auf den letzten Platz mit den Leuten besetzt waren, deren Anwesenheit im Feldlager den Herzog von Braunschweig so erbittert hatte. Sie schienen unter den Strapazen der Kampagne auch am allerwenigsten gelitten zu haben und die Heimreise durch das liebevolle Moseltal trotz der vorgerückten Jahreszeit mehr als eine Lustfahrt zu betrachten. Hier und da konnte man an Bord der Rähne sogar ein Weinfäßchen bemerken, um dessen letzten Inhalt sich jetzt bei der Landung aufgeputzte, aber deshalb nicht minder tatkräftige Dämchen mit trunkenen Livreebedienten und fluchenden Packknechten stritten.

Wenn Kranke über die schmalen Stege ans Ufer geleitet oder getragen wurden, war Marigny regelmäßig einer der Ersten, der sich erbot, sie mit Speise und Trank zu stärken und ihnen mit kleinen Dienstleistungen an die Hand zu gehn.

Und alle nahmen die Hilfe des alten Mannes dankbar an, nur einer, der den rechten Arm in der Binde trug, wies, als ihm Marigny beim Aussteigen behilflich sein wollte, mit der gesunden Hand nach dem Stern des Schiffes und sagte kühl:

Ich bin Ihnen für Ihre Güte verbunden, mein Herr. Aber dort liegt jemand, der Ihrer Unterstützung mehr bedarf als ich. Bei dem dort sind Samariterdienste am Platze.

Dann schleuderte er seinen Mantelsack ans Ufer und sprang selbst hinterher.

Der Marquis schritt über den Steg und richtete mit Hilfe des Schiffsknechts den Kranken, der seiner Sorge empfohlen worden war, auf. Es war ein Gendarm, der mit einer schweren Blessur an der Schulter im heftigsten Wundfieber lag und von einer Ohnmacht in die andre fiel. Man brachte ihn ins Lazarett, wo er trotz der sorgsamsten Pflege, die ihm Marigny angedeihen ließ, nach einigen Tagen starb. Der arme Teufel wußte in lichten Augenblicken nicht genug die liebevolle Aufmerksamkeit zu rühmen, mit der sich unterwegs ein an der Hand verwundeter Kavaliere seiner angenommen habe, und sagte kurz vor seinem Tode: Ich hatte das seltsame Glück, den beiden besten Menschen auf der ganzen Welt begegnet zu sein. Der eine ist der Artolsgardist, und der andre sind Sie, mein Herr. Möchte der gütige Himmel Sie beide zusammenführen und jeden von Ihnen mit der Freundschaft des andern belohnen!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wählerbeklemmungen. Von Kaiser Wilhelm wird erzählt, er hätte einen der Ritter vom Geiste, die ihm Stoff und Antrieb geben für seine Grundsatzsignale, gelegentlich gefragt: „Können Sie sich Friedrich den Großen mit einem Parlamente regierend denken?“ „Ebensowenig als Ev. Majestät ohne Parlament,“ lautete die schlagfertige Antwort. Gewiß, das leuchtet ein. Seit der Proklamierung der sogenannten allgemeinen Menschenrechte sind Parlamente ein notwendiges Glied in einem geordneten Staatswesen, gewissermaßen Sicherheitsventile, die Explosionen verhindern und die Überschau der verwickelten Verhältnisse des modernen Staatslebens ermöglichen. Sie hemmen und sie fördern, je nachdem. In Zeiten nationaler Erhebung, wenn große Ziele die auseinanderstrebenden Kräfte zu einheitlicher Wirkung binden, erblüht in ihnen das Selbstgefühl des Staats eindrucksvoll, zwingend, überwältigend. In dem Gleichmaß der Tage, wo jeder Zeit hat, darauf zu achten, wo ihn der Schuh drückt, sind sie ein Barometer für den Niedergang

der Ideale und für das Aufsteigen brutaler oder maskierter Interessenwirtschaft. Sie erscheinen dann dem stillen Beobachter leicht als ein notwendiges Übel. Wen überläuft nicht die Gänsehaut, wenn er an die Rhabarberhelden und Dauerredner der Obstruktion im letzten Reichstage denkt, an alle die Verstopfungsvirtuosen. Wozu der Lärm? Nöte und Bedürfnisse lassen sich nicht totreden und nicht überschreien; sie wollen geprüft und gehoben sein. Der alte Chilon wird immer recht behalten: „Der Staat befindet sich am besten, wo die Gesetze am meisten und die Redner am wenigsten Gehör finden.“

Und nun haben wir die Wahlen zum neuen Reichstage hinter uns. Die beiden extremen Parteien, die ihren Schwerpunkt außerhalb der nationalen Interessenskreise suchen, das römische Zentrum und die internationale Sozialdemokratie, werden in ihm das große Wort haben, und, sei es mit „Nägeln und Zähnen,“ sei es mit Glaceehandschuhen, ihre Ziele verfolgen. Die Gruppen, denen Deutschland seine Einigung und seine neu begründete Weltstellung verdankt, sind teils zerrieben, teils noch mehr als bisher zur Seite gedrängt. Ist das zum verwundern? Ich meine nicht. Wo im Leben einer Nation keine große Not oder keine große Aufgabe das Herz erfüllt und die Kräfte auslöst, wo mühsam Reizmittel zur Belebung herbeigeschafft und Begeisterungsreden ohne Begeisterung gehalten werden, da sind die erhaltenden Kräfte immer im Nachteil gegenüber den unzufriednen und begehrlichen. Diese haben etwas zu erobern. Ihre Schlagwörter erwachsen aus verbitterten Herzen. Wer Nebel reden hört, wird fortgerissen. Man glaubt einen der alten Wiederkäufer aus der Reformationzeit zu hören, einen von den „Zwickauer Propheten,“ die den Himmel auf Erden malten für die „Enterbten.“ Was Wunder, daß nicht allein die wohldisziplinierten und wohl terrorisierten Parteigänger solchen Zuge folgen, sondern daß sich auch die „verärgerten Wiedermänner“ anschließen.

Charakteristisch war es in den Vorbereitungen zur Reichstagswahl, wie in den Parteien, die sich selbst als „Ordnungsparteien“ bezeichnen — auch ein unbilliges Schlagwort —, nach einer Wahlparole geseufzt wurde. Die Regierung sollte sie ausgeben. Und die Regierung wollte wieder so korrekt sein, wie noch nie. Die „Wahlzellen“ und die blauen Wahlbriefdecken veranschaulichen ihren Willen, den braven Wähler ganz der eignen Einsicht zu überlassen. Und wir Deutschen sind gewiß ein sehr gebildetes Volk. Aber wie steht es schließlich doch mit der Reife und dem Verantwortlichkeitsgefühl des Durchschnittswählers? Das enthüllen zur Genüge der Inhalt und die Fassung der Wahlauftrufe. Leider muß hier ohne alle Einschränkung gesprochen werden. An den Anschlagäulen von Leipzig prangten am Tage vor der Wahl in allen Farbentönen vom rot zum lila, gelb oder weiß diese documents humains der Parteien. Nach ihren zudringlichen Behauptungen nahm jede für sich allein Licht und Wahrheit in Anspruch, sonst schten überall Lüge und Finsternis zu herrschen. Die Sozialdemokratie redete von „parlamentarischem Rechtsbruch,“ von „vandalischem Einbruch in die Kunst und Wissenschaft,“ von „pfäffischer Vergewaltigung,“ von „schamloser Auswucherung des Volks,“ von „Volkstribunen des Brotwuchers,“ von „politischen Treberaktien des Alldeutschtums,“ ja von „organisiertem Vaterlandsverrat.“ Der „echt liberale“ Politiker klagt über „Belastung des Volks,“ über „Verschleppung der Sozialpolitik,“ über „Krämerpolitik,“ über „reaktionären Antisemitismus,“ über den „Rotau der Mittelstandsbewegung,“ über „agrarisch-klerikale Reaktion.“ „Der Geist des Kartells ist der Geist des politischen Hasses.“ Jeder nationalgesinnte Bürger, der nicht für unsern Kandidaten eintritt, ist „Hassens — wert.“ Feine Wortspiele! Und der Kartellkandidat bleibt den Gegnern nichts schuldig. Er wird gepriesen als der allein nationale, als der allein parlamentarisch zurechnungsfähige, als der allein einflußreiche.

Wo liegt da die Wahrheit? Der Tyrann wird übertyrant. Teilweise sind es schon mehr Stinkbomben als Schlagworte, mit denen geworfen wird. Müßte der Staatsanwalt nicht gegen Parteien einschreiten, die solche Vorwürfe verdienen?

Wie eine Vision steigt mir unter diesen Eindrücken die Erinnerung an die Ritter des Aristophanes auf. Da wird in Athen dem Volkstribunen Kleon, dem Gerber aus Paphlagonien, der die schlechten Instinkte seiner mit dem allgemeinen Stimmrecht ausgestatteten Athener zu sammeln und zu leiten versteht, der edle Wurfthändler von der zurückgedrängten Gegenpartei entgegengestellt. Wahre Schmutzschlachten führen sie auf vor dem gekügelten Demos. Und schließlich siegt der, dessen Stimme am längsten vorhießt und am lautesten dröhnte. Er verspricht seinem „Demoslein,“ dem „Wählerlein“ von damals, alles was der andre für sich in Anspruch nimmt, im Superlativ. So siegt der Wurfthändler über den Gerber, und er siegt auch nicht. Das Wählerlein läßt sich alles gern gefallen und freut sich an den fetten Bissen auf Unkosten anderer, weil es meint, seinen Vorteil dabei zu finden. Und dann bleibt ja noch immer Zeit, falls auch der Wurfthändler unbequem wird, ihn ebenso bei der nächsten Abstimmung zu besettigen, wie den alten Volkstyrannen, den Gerber. Aber endlich der glücklich Erwählte selbst, der die Majorität auf sich vereinigte, nachdem er sich durch alle Unbilden, Zumutungen, Quälereien des Wahlkampfes durchgearbeitet hat? Lord Beaconsfield sagte, wie er von neuem Ministerpräsident geworden war: „So bin ich einmal wieder den fettigen Mast hinaufgeklettert.“ Man versteht diese aus Genugthuung und Ekel gemischte Stimmung.

Nun, so weit wie die Athener sind wir noch nicht, und doch steht es übel genug. Was für eine Vertretung des deutschen Volks, seiner Kultur, seiner Wissenschaft, seiner Frömmigkeit, seiner nationalen Güter und Beklemmungen zeitigt das allgemeine gleiche Wahlrecht, das jeden Deutschen mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre für fähig erklärt, Wohl und Wehe des Vaterlands mithandelnd zu bestimmen? Wenn im Wettrennen der Sieger seine Mitkämpfer um die Länge einer Pferdenase schlägt und deshalb den Gewinn allein davonträgt, so mag das hingehn. Schön ist diese Art der Entscheidung auch nicht. Aber wenn im Staatsleben die Zahl, nicht der Wert, wenn nicht die persönliche Bedeutung und Leistung, sondern nur die Quantität den Ausschlag gibt für die Zusammensetzung der Körperschaft, die die großen Güter unsrer Macht und Weltstellung pflegen soll, der Körperschaft, in der sich ebenso die so verschiedenen Interessen wie auch die Intelligenz unsers deutschen Volks widerspiegeln sollen, entspricht das den Bedürfnissen eines Kulturvolks, das etwas auf sich zu halten das Recht hat? Muß man nicht fordern, daß alle die, die hierfür mitwirken, unbeschadet aller Verschiedenheit von Stand oder Arbeit, wirklich einsichtige, vaterlandsliebende, reife Männer sind? Man muß es fordern. Aber an wen ist diese Forderung zu richten? An die Gesamtheit? An die aufgeregten Massen? Was diese anlangt, behält Talbot allezeit Recht: „Unsinn, du siegst.“ Oder an die Staatslenker? Revolutionen von oben und von unten sind allemal unheilvoll. Nein, jeder Wähler muß diese Forderung an sich selbst richten, damit er es bewähre, daß auch im Staatsleben nur durch Opfer und durch Selbstverleugnung das Wohl des Ganzen gefördert werden kann. Denn trotz aller Torheit und Ungerechtigkeit der direkten und geheimen Wahl bleibt es eine offene Frage, ob es eine andre Form des Wahlrechts gibt, die zuverlässig vor Ungerechtigkeiten zu schützen vermag. Wer die Politik des Aristoteles liebt, sieht mit steigender Überraschung, daß in der That schon im Altertum jede mögliche Verfassungsform durchgeprobt ist, Monarchie und Demokratie, Tyrannis und Oligarchie, Sozialismus und Patriarchismus und so weiter. Keine ist die beste, aber jede Verfassung wirkt segensreich, die von mutigen, weisen und sittlichen Männern zur Geltung gebracht und in Geltung erhalten wird. H.

Die aufsteigende Macht der katholischen Kirche. Wenn man heute die Phalanx überschaut, die in allen Ländern Europas und Amerikas den Geboten des vatikanischen Generalstabs folgt, so unterschätzt man leicht, wie viel von dem imponierenden Eindruck auf die so staunenswert entwickelte telegraphische und briefliche Berichterstattung kommt, die uns zum Zuschauer jedes politischen Vorgangs

in der ganzen Welt macht. Und noch etwas andres: die Kirche übt jetzt ihren Einfluß in der Öffentlichkeit, in Parlament, Presse und Vereinen, wo sie vor einem Jahrhundert so gut wie unbekannt war. Das verführt leicht zu einer Überschätzung ihres Machtgewinns. Auch die von ihr unabhängigen oder gar ihr feindlichen Kräfte sind riesig und wahrscheinlich noch weit mehr gewachsen: die Unabhängigkeit des Denkens, die Forschungsfreiheit, die Errungenschaften der Wissenschaft; auch das Emporkommen der nicht katholischen Großmächte Deutschland, Rußland, England und der Vereinigten Staaten fällt schwer ins Gewicht, denn die katholischen, Österreich-Ungarn, Italien und sogar Frankreich sind mehr ins Hintertreffen gekommen; in Frankreich hat die Kirche überdies augenblicklich alle entscheidende Macht verloren; endlich darf die sozialdemokratische Bewegung der Geister nicht unterschätzt werden, sie läßt auch die katholische Bevölkerung nicht unberührt. Nur auf der einen Seite wird der mächtige Bau des Katholizismus vom Licht bestrahlt, auf der andern liegen tiefe Schatten.

Der Verlust der weltlichen Herrschaft im Kirchenstaat gehört allerdings ganz und gar nicht zu den Nachteilen, die die Kirche erfahren hat. Er ist ganz bequem, Volksversammlungen zu rühren, aber die klugen Männer im Vatikan werden einander im geheimen wohl gestehn, wie erleichtert sie sind, seit ihnen die Sorge um den Kirchenstaat abgenommen ist. Diese seltsame politische Bildung war schon beim Zusammenstoß mit Napoleon ein ganz widerstandsloses Gemeinwesen, ein vollständiger Anachronismus. Das Fazit der prächtigen Schilderung Sybels (Geschichte der Reformationszeit Band 7) lautet: „Niemals ist der Schein löblicher Zwecke mit schlechtern Mitteln erstrebt, mit verderblicherem Preise bezahlt, mit beschränkterer Wirkung verfolgt worden. Trotz aller ästhetischen Herrlichkeit der römischen Verhältnisse, trotz aller Gewalttätigkeit und Habgier des französischen Angriffs muß man es aussprechen: es war eine unermessliche Wohlthat für Rom und Italien, wenn die Revolution die geistliche Staatsgewalt der nahen Vernichtung entgegenführte.“ Damals war die Vernichtung nur vorübergehend, 1814 erstand der Priesterstaat zu Rom von neuem, nunmehr der einzige in der Welt, denn die geistlichen Staaten in Deutschland blieben seit dem Reichsdeputationshauptschluß aufgehoben. Während die andern Staaten fast ohne Ausnahme ein neues, zukunftsversprechendes Leben begannen, lenkte der Kirchenstaat einfach wieder in seine ausgefahrenen Geleise ein. Ein einziger Ansatz zu Reformen wurde gemacht, nämlich von Pius dem Neunten. Gleich nach seiner Wahl (16. Juni 1846) machte er allerlei liberale Zugeständnisse. Er erlaubte die Gelehrtenversammlungen, setzte den freisinnigen Kardinal Gizzi zum Staatssekretär ein, berief einen Ausschuß zum Zweck verschiedener Gesetzesreformen und milderte die Zensur. Im Jahre 1847 berief er einen Staatsrat aus Vertretern der verschiedenen Provinzen und begründete nicht nur einen Ministerrat sondern auch die Bürgergarde. Der Jubel war unermesslich. Man sah in ihm den nationalen Einiger Italiens.

Nur bis zur Revolution von 1848 dauerte diese Tendenz. Dann ergab sich Pius wieder der strengsten Reaktion, wozu Frankreich ihm die weltliche Gewalt verleh. Der Kirchenstaat wurde wieder ein Aunding wie zuvor. Böllinger, „Kirche und Kirchen,“ sagt: „Der Geistliche, wenn er mit der doppelten Macht, der gerichtlichen und der administrativen, ausgerüstet ist, vermag sich nur äußerst schwer der Versuchung zu erwehren, sein individuelles Dafürhalten, sein subjektives Urteil über die Personen, sein Mitleid, seine Neigung Einfluß gewinnen zu lassen auf seine amtlichen Handlungen. Er ist als Priester vor allem Diener und Herold der Gnade, der Vergeltung, des Strafnachlasses; er vergißt daher allzuleicht, daß in menschlichen Verhältnissen das Gesetz taub und unerbittlich ist, daß jede Beugung des Rechts zu Gunsten des einen sich in eine Beschädigung eines oder vieler andern oder der ganzen Gesellschaft umwandelt; er gewöhnt sich allmählich seine Willkür, anfänglich immer in der besten Meinung, über das Gesetz zu stellen. Die einmal betretne Bahn führt dann unaufhaltsam immer weiter.“ Milder kann das nicht

ausgedrückt werden. In Wahrheit dauerte von 1848 bis 1870 das Regiment der Geseklosigkeit, der polizeilichen Unterdrückung jeder freieren Regung, der wirtschaftlichen Lähmung an. Nun denke man sich einmal aus, wie ein solcher Priesterstaat den Anforderungen unsrer Zeit hätte Herr werden sollen: den nationalen und sozialen Bewegungen, der Wirtschaftspolitik, dem stürmischen Verlangen nach unabhängiger Rechtspflege, dem Anarchismus, den Wechselfällen der auswärtigen Politik und des Parteilebens, an denen so viele klerikale Parlamentsparteien ganz Europas beteiligt sind. Stockungen und Wirrnisse wären an der Tagesordnung gewesen; die besten Freunde der päpstlichen Kirche hätten ihren Kummer daran gehabt. Daß es, sogar heute noch, wo doch das weltliche Italien von mannigfachen Fehlgriffen und Mißgeschicken heimgesucht worden ist, keine Bevölkerung gibt, die dem weltlichen Regiment des Papstes abgesetzt gegenübersteht, als die stadtrömische, ist doch ein vielsagender Umstand. Wie wäre das päpstliche Regiment in den hinter uns liegenden drei Jahrzehnten wohl dieser Schwierigkeiten Herr geworden?

Im Stillen werden die wärmsten Anhänger des Papstes den Tag segnen, der ihn von der Last der weltlichen Regierung befreit hat. Die Kirche wurde nun auf ihre geistliche Macht allein beschränkt, und sie hat damit einen Aufschwung erfahren, wie er in ihrer fast neunzehnhundertjährigen Geschichte zu den größten Seltenheiten gehört. Man kann vielleicht nur heranziehn: die erste Entwicklung nach dem Sturz des Heidentums; die Kräftigung der päpstlichen Gewalt durch Karl den Großen; die Abstellung der Greuel durch Kaiser Heinrich den Dritten, womit das Papsttum alsbald den Siegeslauf von Gregor dem Siebenten bis zu den Bezwingern der Hohenstaufen begann; endlich den Sieg der Gegenreformation. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat das Papsttum einen ähnlichen Aufschwung erlebt — vorbehaltlich allerdings der Entwicklung auch der entgegenstehenden Mächte, die wir schon berührt haben, und unter denen die Macht der freien Forschung so allgewaltig sein wird, daß kein Papsttum dagegen aufkommen kann.

Wir haben es hier aber nicht mit Prophezeiungen, sondern mit den Tatsachen der Geschichte zu tun. Da tritt nun ausschlaggebend der große Unterschied in dem Kirchenregiment Pius des Neunten und Leo des Dreizehnten hervor. Der gemeinsame Boden des Jesuitismus hinderte diese Verschiedenheit nicht, denn beider Ziel war dasselbe. Der Geist des Jesuitismus beherrschte den einen wie den andern Mann, ja er hatte längst die Übermacht über die ganze Kirche gewonnen. Auch das hätten wir als ein wichtiges Vorkommnis in der Kirchengeschichte anführen können, daß sich im achtzehnten Jahrhundert der kirchliche Geist stark abschwächte, sodaß in der zweiten Hälfte der Papst mehr der Wahlmonarch eines kleinen Staats als das Haupt einer großen Kirche war. Die Revolution entwickelte jedoch die Religiosität der Völker wieder, und in diesem Zuge der Zeit stellte Pius der Siebente 1814 den Jesuitenorden wieder her. In seiner rastlosen Arbeit gelang es diesem allmählich, alle freieren Richtungen zu unterdrücken. Am vatikanischen Hofe herrschte er unbedingt, sodaß er das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä und 1870 das der Unfehlbarkeit des Papstes durchsetzen konnte. Bei diesem ereignete sich die letzte Kirchenspaltung, die die Geschichte bis jetzt kennt. Aber nur ein Splitter blieb der Ultrakatholizismus, trotzdem daß er von hervorragenden Männern wie Döllinger und Friedrich geführt wurde. Der Jesuitenorden hatte die Zügel schon fest in der Hand.

Ob die Kirche während der sieben Jahre von der Besetzung Roms durch die Italiener (20. September 1870) bis zum Tode Pius des Neunten (7. Februar 1878) nach dem Wunsche der Jesuiten regiert ist, kann man weder bejahen noch verneinen. Gekämpft hat der Orden damals leidenschaftlich für den Papst; ein Gegensatz gegen den polternden, scheltenden Greis, der sein Anathema so fleißig anwandte, ist nie hervorgetreten. Aber vielleicht wurde den klugen, weltverfahrenen

Vätern doch unheimlich, als sie sahen, wie die Kirche nicht nur mit Deutschland, sondern auch mit der Schweiz, mit Holland, England und sogar mit Österreich und Spanien in Konflikt kam, während auf Frankreich, trotz Mac Mahons Präsidentschaft, kein rechter Verlaß war. Es mußte wohl erkannt werden, daß mit dem Poltern über den „tönernen Kolob," den bald ein Steinchen zerschmettern werde, in Deutschland kein Umschwung zu erzielen sei, daß dagegen ein „friedliebender Papst“ nach Bismarcks Erklärungen große Aussicht habe, in Deutschland für seine Kirche Errungenschaften einzubringen. Es ist möglich, daß Pius den Ordensleitern „aus dem Steuer gelaufen“ war.

Dafür spricht immerhin die Person des neuen Papstes. Auf dem Boden des Jesuitismus stand, das mag nochmals betont werden, auch dieser und wird sicher der neue Papst stehn. Was allenfalls an antijesuitischen Elementen noch in der Kirche ist, ist viel zu schwach, einen Sieg über den Orden erringen zu können. Kardinal Pecci war ein Jesuitenzögling. Nie hat er eine Äußerung gemacht, die einen Gegensatz zwischen ihm und der Gesellschaft Jesu auch nur andeutete. Toleranz gegen die evangelische Kirche wird kein vernünftiger Mensch von irgend einem Papst erwarten. Wer sich für das unfehlbare, vom heiligen Geist unmittelbar erleuchtete Haupt der ganzen Christenheit hält, der kann gar nicht zugeben, daß Leute auf den Weg des Hells kommen können, die von seiner Hirten-schaft nichts wissen wollen. Unter seinen Encykliken sind manche, die die Protestanten schwer verletzt und sogar Anlaß zu der Forderung gegeben haben, daß die strafrechtliche Ahndung der Beschimpfung der katholischen Kirche aufgehoben werden müsse, wenn deren Oberhaupt ungestraft solche Beleidigungen der Evangelischen in Deutschland verkünden lassen könne. Höchst bezeichnend für Leos Mangel an Beziehung zur modernen Welt war eine Encyklika, in der er allen Christen die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino empfahl, daß sie einen Wegweiser für ihre sorgenvollen Betrachtungen über Gott und Welt hätten. Die Philosophie dieses alten Scholastikers wurde zu der offiziellen des Katholizismus unsrer Zeit gemacht. Daraus ersieht man, wie wenig der Mann, dessen Lebensaufgabe die Leitung der gläubigen Gemüter sein soll, die Veränderung der Zeiten begriffen hatte. Es wäre aber auch von den Protestanten töricht, etwas anderes zu wünschen, denn sie müssen sich doch sagen, daß auch ihnen das kleinste Kompromiß unmöglich ist. Sie halten mit Recht an ihrem Vertrauen auf die freie Forschung ebenso fest, wie der Katholizismus an seinem unfehlbaren Papst und seiner mittelalterlichen Weltanschauung.

Aber Leo war ein Weltmann, der nicht wie sein Vorgänger mit dem Kopf gegen die Wand rannte. Er hatte als langjähriger Gesandter in Brüssel die Welt kennen lernen und wußte die Menschen zu nehmen. Es muß die Absicht des vom Geiste des Jesuitismus erfüllten Kardinalkollegiums gewesen sein, einen solchen Mann mit der dreiteiligen Krone zu bekleiden. Der Gegensatz gegen Pius ist offenbar, und man muß daraus schließen, daß der Orden selbst eingesehen hatte, wie verkehrt das Temperament des letzten Papstes in der letzten Zeit gewirkt hatte.

Für einen „friedliebenden“ Papst wie Leo standen namentlich in Deutschland alle Türen offen. Bismarck war des Zusammenarbeitens mit den Liberalen müde. Er hatte 1877 zwischen Weihnachten und Neujahr Rudolf von Bennigsen aus Barzin ziehen lassen, ohne daß es zu einer (wie man nachträglich erfuhr, auch vom Kaiser perhorreszierten) Verständigung gekommen wäre. Der Kanzler sprach es offen aus, daß nicht immer ein so untraktabler Mann wie Pius auf dem Stuhle Petri sitzen, und daß er mit einem versöhnlichen Nachfolger zur Verständigung kommen werde. Da starb am 7. Februar 1878 Pius, und schon am 20. ging Bismarcks Wunsch nach einem „friedliebenden“ Nachfolger in Erfüllung. Auch Kaiser Wilhelm war des Kulturkampfes satt. Er stand zu Falk in einem zunehmenden Gegensatz; dessen Freund und Gefinnungsgenossen, den liberalen Oberkirchenrat Herrmann hatte er schon entlassen und durch einen Orthodoxen ersetzt.

Die Attentate förderten die Abneigung gegen Falk. Sie erleichterten auch Bismarck die Schwenkung, zumal da die Liberalen das erste Sozialistengesetz abgelehnt hatten und in der Reichstagsneuwahl schwere Einbuße an Mandaten erlitten. Die Riffinger Verhandlungen zwischen Bismarck und Masella machten aller Welt den Umschwung kund. Zu materiellen Vereinbarungen führten diese noch nicht; die sollten erst durch die offiziellen Verhandlungen zwischen dem deutschen Botschafter in Wien und dem dortigen päpstlichen Nuntius erzielt werden.

Der Friede mit Rom fiel nun allerdings wenig nach Bismarcks Wünschen aus. Die Kurie dachte nicht an Nachgiebigkeit und wurde darin augenscheinlich von Windthorst bestärkt. Statt Zug um Zug (*pari passu*) zur Verständigung zu kommen, mußte der Staat allein Opfer bringen. Falk schied aus dem Ministerium, neue Bischöfe wurden wieder eingesetzt, sogar die zuvor vom Staate „abgesetzten“ mit Ausnahme zweier der kompromittiertesten durften in ihre Sprengel zurückkehren. Ein einziges Zugeständnis schien der Papst machen zu wollen; er sprach in einer Bulle aus, er könne es dulden, daß die anzustellenden Geistlichen zuvor den Staatsbehörden namhaft gemacht würden. Dies wurde jedoch zurückgenommen, ehe es in Kraft getreten war. Der Staat dagegen hob seinen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten auf, desgleichen die Temporalzensperre, das Gesetz über die Vorbildung der Geistlichen und das Ordensgesetz. In Kraft blieben im wesentlichen nur das Zivilehegesetz und das Jesuitengesetz.

Vollständig mißlang der Plan, das Zentrum in einen Flügel der Regierungspartei zu verwandeln. Es hielt sich vollständig unabhängig, nicht nur in Verfassungs- und Steuerfragen, sondern auch in den Angelegenheiten der Wehrkraft. In diesen appellierte Bismarck 1887 an den Papst. Der Staatssekretär Jacobini erfüllte seinen Wunsch und erklärte, es sei dem Papst lieb, daß das Zentrum mit Rücksicht auf die bevorstehende Revision der preußischen Kirchengesetze die Vorlage über das Septennat in jeder möglichen Weise begünstige. Aber das Zentrum wies diese kirchliche Einmischung in weltliche Angelegenheiten rundweg ab. Seitdem nahm die Stimmung Bismarcks gegen das Zentrum wieder einen ganz andern Charakter an. Daraus erklärt sich sein späterer Haß gegen die Partei Windthorst. Und doch können wir von Glück sagen, daß der Appell an den Papst nicht zur stehenden Institution in unsern Angelegenheiten geworden ist.

Die andern Länder waren im Kulturkampf nicht so weit gegangen, hatten darum auch einen viel einfacheren Frieden; namentlich Osterreich und Belgien hatten gar keine Schwierigkeiten, und auch die Schweiz vollzog ihn ohne große Mühe. In Frankreich ging die Sache umgekehrt. Als Deutschland den Kulturkampf führte, war Frankreich klerikal. In den letzten Jahren sind die deutsche und die preußische Regierung auf sehr guten Fuß mit der Kurie gekommen, Frankreich dagegen hat eine ausgesprochen antiklerikale Kammer. Es werden Gesetze gegen die ultramontane Kirche durchgeführt, viel schärfer als die deutschen Maigesetze. Trotzdem bleibt Frankreich immer die „älteste Tochter der Kirche“; gegen Wünsche, die sogar von deutschen Katholiken eifrig unterstützt wurden, wie die Errichtung einer katholischen Fakultät in Straßburg, macht sich die Franzosenfreundschaft im Vatikan stark geltend. Mit Mühe erlangt die preußische Regierung, daß ein Bischof Norum in seine Schranken gewiesen wird.

An der beispiellosen Teilnahme der ganzen Welt an der Krankheit des Papstes Leo zeigt sich die große Macht, die die Kirche gewonnen hat. In allen Ländern, allen Parlamenten hat sie ihre Parteien. Im deutschen Reichstag ist die römische Brigade die feste Truppe, mit der die Regierung rechnen muß, weil alle übrigen völlig deroutiert sind. Das erregt Erbitterung; Vorschläge, wie dem beizukommen sei, sind noch nicht gemacht. Ein lebhaftes Interesse an der Neuwahl ist übel angebracht, Grund zu einer Änderung der Verhältnisse von Rom aus liegt nicht vor. Welcher Kardinal auch den Stuhl Petri besetzen wird, er wird immer ein Vertreter des im Kardinalkollegium, ja in der ganzen Kirche herrschenden jesul-

tischen Geistes sein. Daß die Wege Leo's des Dreizehnten auch für den neuen Papst vorbildlich bleiben werden, ist durch die Erfolge des letzten Vierteljahrhunderts zur Gewißheit gemacht. Was hätten wir andres zu erwarten als einen neuen Gegner des Protestantismus und der Freiheit im Denken, Forschen, Glauben? Was aber hat die Freiheit im Denken, Forschen, Glauben zu befürchten, wenn sie sich nicht selbst preisgibt?

E. J.

Blätter aus meinem Skizzenbuch. Unter diesem anspruchslosen Titel hat Emil Budde, der Verfasser der „Naturwissenschaftlichen Plaudereien“ und der „Erfahrungen eines Hadshi,“ eine Sammlung kleiner Erzählungen veröffentlicht, die jüngst in zweiter Auflage erschienen sind,*) und auf die wir unsre Leser, und zwar ganz besonders die Naturfreunde unter ihnen, aufmerksam machen wollen. Wer Kinder und Tiere gern hat, wird sich an diesen Geschichten ganz besonders freuen und den Autor um die schöne Gabe, seine Beobachtungen mit seinem Humor wiedergeben zu können, beneiden. Das „Idyll“ zum Beispiel ist eine allerliebste Geschichte. Es wird darin erzählt, wie zwei durch dem Flußstrom des Pariser Großstadtgetriebes auf den Sand gespülte Menschenpflänzchen von den großgütigen Lebensmittelhändlern der Markthalle vor dem Untergange gerettet und zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft herangezogen werden. Diese „Nützlichkeit“ muß uns, die wir den Geschäftsgebräuchen der Markthalle fernstehen, freilich ein wenig fragwürdig erscheinen, sie besteht nämlich darin, daß sich Hippolyt, der männliche Teil des Kindervielliebchens, zum Spezialisten in der Kunst ausbildet, die bleichsüchtigen Beine veralteter Truthähne durch eine besondere Behandlung mit Farbe und Bürste in einen jugendfrischen Zustand zu versetzen, während Phemie, das Mädchen, eine Virtuosa im Flicken zerbrochener Spargel wird. Wie die beiden so zwischen Truthähnen und Spargeln heranwachsen und sich schließlich „finden,“ ist höchst amüßant, ja beinahe rührend erzählt.

Aber Budde weiß auch andre Saiten anzuschlagen, er findet herzerzergreifende Töne, wenn er die Leidensgeschichten von Kindern erzählt, die ein unerbittlicher Tod dahintrafft, ehe sie noch recht zum Leben erblüht sind, wenn er die sorgende Mutterliebe feiert oder davon spricht, wie einen Soldaten, der im Kriege bei mancher Gelegenheit seine Haut in Sicherheit gebracht hat, und der nun mit seiner Kompanie zur Teilnahme am Siegeszug in Berlin kommandiert wird, plötzlich das Bewußtsein seiner Unwürdigkeit niederdrückt und in den Tod treibt. Rührend in ihrer Art ist auch die Geschichte eines jungen türkischen Stallburschen, der sich für seinen Herrn schindet, während andre dessen Dank ernten, bis der Gedemütigte eines Tages seinen Gefühlen auf eine durchaus urwüchsige Weise Luft macht.

Man wird an den hier kurz charakterisierten Skizzen erkennen, wie groß das Stoffgebiet ist, das der Verfasser beherrscht. Ob er nun einen Beduinenscheich, wie in der Erzählung „Obeid's Werbung,“ einen Leuchtturmwärter, wie in dem „Antikz der Tat,“ oder gar einen Laubfrosch, wie in der niedlichen Tierstudie „Joachim,“ zum Helden seiner Darstellung macht, immer weiß er die Geschichte fein zu pointieren und ohne ermüdende Längen durchzuführen.

*) Berlin, Georg Reimer.

